

Gerhard Oppel

# Das Zeitkarussell



Erzählung

Aus »Montagsdichters Erzählband« entnommen  
eBook-Version

## Impressum



Zur Beachtung! Unlektorierte Rohfassung.  
Der Erzählband ist in Vorbereitung.  
Stand Juni 2009

## Copyright

Auch durch das Herunterladen der Dateien von der Website gehen weder das Eigentum an diesen Inhalten noch die damit verbundenen Rechte am geistigen Eigentum auf Sie über. Sie dürfen die Inhalte nur unentgeltlich zur privaten Verwendung mit Quellenangabe weitergeben! Die kostenpflichtige Verbreitung ist nur nach Vereinbarung mit dem Autor möglich!

## Kontakt

<http://www.oppelweb.de>

## Das Zeitkarussell

Gelegentlich fliegt man mit seinen Erinnerungen wie in einem großen, bunten Kettenkarussell, Runde um Runde, unbeschwert durch die Zeit, kehrt dann mit Wonne im Bauch und wohl leichter Schwindeligkeit im Kopf glücklicherweise wieder in die Gegenwart zurück.

Neulich war ich auf einem solchen Abstecher in meine Kindheit. Gerade fing's an, als ich vom Heizraum kam, wo ich nach Beruhigung des Heizöls, eine Stunde nach der Lieferung, die abgestellte Heizung wieder eingeschaltet hatte. Während ich die Cottotreppe hochstieg, besah ich unwillkürlich meine Umgebung mit Kinderaugen der Erinnerung. Ich hatte allen Grund zu schmunzeln, weil alles um mich her unvergleichlich besser geworden ist: aufwendiger, komfortabler, einfach ansehnlicher. Im Vergleich dazu war das damalige elterliche Stadthaus geradezu lachhaft, primitiv. Dabei bin ich, weiß der Himmel, kein Krösus, nur ein kleiner Fisch im Wohlstandsgewässer. Und sieht sich das Fischlein neugierig woanders um, bekommt es gar Minderwertigkeitsgefühle, angesichts der kleinen und gar der mittelgroßen Brocken, die an ihm vorüberschwimmen. Einmal abgesehen von den großen Fischen, welche in einem Wasser leben, mit dem sich unsereiner nicht einmal waschen möchte, so undurchsichtig ist das, vorsichtig ausgedrückt. Es sei auch nicht ratsam diese Reviere anzuschwimmen, gefährlich wär's, denn es wimmele dort von Raubfischen, hört man sagen.

Im Elternhaus, kurz nach dem Kriege, war unser hauptsächlicher Wohnraum, nicht einmal fünfzehn Quadratmeter groß. Was sehe ich? Küchenherd mit Ofenrohr in der Ecke, eisernen Ausguss mit Kaltwasserhahn, nach der Türe zum Hausgang in Ecke zwei den Topf- und Geschirrschrank, das große Fenster zum Hinterhof, in Ecke drei ein schnörkelloses Sofa mit bespanntem Wandbrett als Wandschutz, endlich in Ecke vier das Standard-Küchenbuffet mit meiner viel zu flachen Spielzeugschublade - was für den Minimalisten, ferner die Türe in Richtung Laden - fertig. Nun ja, es gibt noch eine ganze Menge: In der Mitte des Raumes steht der einfache Küchentisch mit Wachstuchdecke und darum herum von den drei Bewohnern eines jeden Stuhl, wohnlich darunter ein grüngestreifter Kokosläufer auf Linoleumbelag. Schließlich gibt es noch eierschalfarbiges Interieur: Einmal hängt die Glasschirmlampe mit Zugmechanismus über dem Küchentisch und zum anderen die übliche Keramikwanduhr über dem Sofa. Jetzt ist aber endgültig Schluss, wenn ich den Reservestuhl zwischen Sofa und Buffet noch erwähnen darf. Ob aber dazwischen womöglich noch die alte Nähmaschine Platz hatte? Ich weiß es nicht mehr. Dies alles für nur drei Personen – das sollte doch reichen! Das tat es auch. Und ging man zu Bett, verließen wir den Raum in gleicher Weise, als würden wir das Haus verlassen wollen, in den Hausgang hinaus. Nach einigen Umdrehungen des plumpen Eisenschlüssels war für die Sicherheit gesorgt, dann ging's übers Treppenaus hinauf in den ersten Stock, ebenso, als wäre man der Fremde von der Straße. Und droben fühlten wir uns wie Eindringlinge, vor dem Korridor der ausgebombten Mie-

ter, die hier zwangseinquartiert wohnten. War abgeschlossen, befand man sich in ihrem Reich und erst am Ende des Korridors erwartete einem endlich ein letzter Schließvorgang, denn hinter dieser Tür befanden sich zwei garantiert ofenfreie Schlafräume und ein provisorisches Badezimmer, welches mein Vater in einem Winkel des Vorraumes eingebaut hatte, fensterlos, versteht sich. Wir sehen, auch damals gab es Fortschritte, was den Komfort betrifft, denn bevor das Bad existierte, badete die Familie zwangsläufig in einer Blechsitzwanne in der kleinen Wohnküche und zwar einmal in der Woche.

War jedoch der monatliche, große Waschtag an der Reihe, durfte ich zu meiner Freude ins Seifenwasser zur Wäsche in den holzbefeuerten Waschkessel hinein. Im Winter war das ein besonderes Erlebnis, weil die zugige Waschküche im Hinterhof durch das Temperaturgefälle von undurchdringlichem Nebeldampf erfüllt war und die Stimmen im alten Gemäuer schallten und hallten. Da konnte ich mich mit dem hölzernen Wäschepaddel in beiden Händen in der treibenden Wäsche herumwuchten und dabei nach Herzenslust schreien, was der Hals hergab.

Doch begeben wir uns lieber wieder ins kuschelige Haus, nach oben – ach, dass ich nicht lache! Ich erinnere mich noch gut, wie in kalten Winternächten mein Nachtopf wegen der kalten Außenwände, bis auf seinen Grund gefroren war, und deswegen habe ich heute ein so inniges, freundschaftliches Verhältnis zu unserer Fußbodenheizung.

Übrigens - Nachtopf! Bei diesem Stichwort werde ich schamvoll an eine besonders delikate Peinlichkeit erin-

ner. Logisch, einen Nachttopf braucht jener Mensch nicht, der andere Wege geht. Und was mir die folgende peinliche Geschichte erträglicher macht, ist der Umstand, dass eben jener, der ich war und immer noch bin, gar nicht wusste, welchen eigensinnigen Weg er damals ging. Der Schlaf, ein müder Hüter unseres Verstandes, gab anscheinend meinem Unbewussten Narrenfreiheit. So stieg der Mondsüchtige aus seinem Bettchen, ging durch zwei Türen hinüber ins elterliche Schlafzimmer und brachte sich vor Mutters Bett in Positur. Dann musste wohl der innere Spaßvogel gesagt haben:

»Okay, jetzt kannst du dir die Erleichterung gönnen!«  
Und schon richtete sich Mama schlaftrunken an ihren Gatten:

»Hör nur Josef, es fängt zu regnen an...«

Doch als der Regen ihr auch körperlich nahe kam, da muss sie den Spritzer gewittert und erfolgreich verscheucht haben. Der aber fand sein Bett wieder und schlief ahnungslos drinnen weiter.

Als ich dann am nächsten Morgen in der Küche vor dem Herd das auf Stühlen zum Trocknen aufgebaute Bettzeug erblickte, kam ich auf die närrische Idee, mitfühlend zu fragen, wer denn auch Bett nassmachen tut - wie ich es auch schon... wollte ich noch ergänzen. Da war ich mundtot gemacht und Mamas hochrotes Gesicht befand sich plötzlich ganz nahe vor dem Meinen. Als sie aber merkte, dass ich ahnungslos wie ein frisches Betttuch war, lachte sie sich beinahe kaputt und ich stand eine beträchtliche Zeit auf dem berühmten Schlauch, wusste nicht, woher das Wasser denn gekommen war.

Die Mondsüchtelei ist schon eine merkwürdige Sache:

Du meinst, tief und fest zu schlafen - ja, das tust du auch – und dennoch bist auf den Beinen unterwegs!

Wie viele Monde über mich hinweggestiegen sind nach jener Spritztour, ich weiß es nicht. Aber weil das Nachtgespenst beim nächsten Einsatz ein rosa Nachthemd trug, muss ich noch ein ziemlich kleiner Bengel gewesen sein. Meine Fingerspitzen können sich noch gut an den flauschigen, warmen Stoff erinnern. Vorkommnis zwei liegt also nicht weit entfernt vom ersten. Jetzt, da ich dies niederschreibe, frage ich mich leicht irritiert, weshalb ich eigentlich kein hellblaues Nachthemd trug? Hätte ich lieber ein Mädchen werden sollen? Doch gleich dämmert die erleichternde Erkenntnis: Der Stoff dafür war doch im Hause – ach, tatsächlich - ballenweise rosa Stoff! Wir werden uns später noch erinnern, woher diese rosa Bescherung kam.

Seltsam fand ich es schon, wenn Papa mir erzählen musste, was das Nachtgespenst sich wieder geleistet hatte, denn selbst hatte ich nicht die leiseste Ahnung.

Alleine sei er an jenem Abend in der kleinen Wohnküche noch spät hinter seiner Zeitung gesessen. Still war es im Haus und da knarrte es im Stiegenhaus. Klar, das war die zweite Treppenstufe, dieser Wachhund im Parterre. Speziell vom künftigen spät heimkehrenden Halbstarke war immer ein großer Schritt über ihn hinweg gefordert, um nicht in Diskussionen mit den Eltern verwickelt zu werden. Woher man kommt? Warum so spät? Mit wem man sich herumtreibt? All das wollte man doch für sich behalten.

Papa hatte also gehört, dass jemand die Stiege herunterkommt und als er, versunken in Zeitungsmeldungen, all-

mählich dem Gehörten Bedeutung zumisst und sich fragt, wer denn mitten in der Nacht sich auf die Socken machen will?, da schaut er nach dem Rechten.

Er sieht gerade noch sein Söhnchen im rosa Nachthemd. In der einen Hand den Nachttopf haltend, mit der anderen gerade die Haustüre öffnend, wie es hinaus will auf die nächtliche Straße. Da schreit er dem Nestflüchter etwas in den Rücken, der daraufhin abrupt kehrtmacht, sofort den langen Hausgang zurückkehrt, seinen baffen, sprachlosen Vater achtlos, schier wie Luft durchquert, wendig die Treppe emporsteigt und durch etliche Türen zurück in sein Federbett findet. Das Söhnchen schlief in dieser Nacht besonders gut und es machte große Augen, als Vater spöttisch sondierte, was der Herr Sohn denn nachts mit dem Nachttopf eigentlich beabsichtigte, in der Stadt...

Damit hat Leppo seine Schlafwandeleyen vollständig aufgezählt; jedenfalls bin ich seitdem nie wieder dabei erappt worden. Höre ich ähnliche Stories aus neuerer Zeit über Bekannte, so kann ich das, obwohl einst selbst talentiert, so schwer glauben, wie jeder andere auch. Vollmondiges Balancieren auf dem Dachfirst - gibt's das? Gar den alten, mächtigen Apfelbaum mit dem Kopfkissen besteigen, um dort in der Astgabel ein kurzes Nickerchen im tiefsten Schläfe einzulegen, dann doch lieber ins bequemere Bett zurückgekehrt - kann das wahr sein? Oder wenn ein harmloser Zeitgenosse, der zum nächtlichen Wüstling wird, herumtobt und gar dermaßen mit dem Kopf gegen die Wand rennt, dass der Putz abspringt. Mehrmals im Jahr! Und der es selbst nicht glauben will, gleichwohl er tagelang danach über heftige Kopfschmerzen klagt. All dies habe ich von durchaus glaubwürdigen



Zeugen aufgeschnappt. Selbst Zerberus, der mystische dreiköpfige Höllenhund, könnte mich bei solcher Sachlage nicht stärker verwundern, käme er jetzt zur Tür hereingetrampelt!

Aber da fehlt doch etwas...

Beinahe hätte ich diesen mystischen Bereich übergangen, welcher überwiegend als Durchgang zwischen Wohnküche und der damaligen Lederhandlung diente, aber doch einmal im Jahr während der Weihnachtszeit zu Ehren kam, wo dieser Raum mein Kinderherz mit geheimnisvollem Glanz erfüllte: das sogenannte Wohnzimmer. Dann war aus dem dunklen, unheimlichen Schattenreich, dessen hinterste Winkel vermeintlich nur blanken Schrecken für mich bereithielten, ein festlich strahlendes Paradies geworden. Sein raumhoher Mittelpunkt war ein plötzlich herbeigezauberter Tannenbaum mit seinen sorgfältig ausgerichteten echten Kerzen, den leuchtend bunten Kugeln, welche hinter funkelnden Lamettastrahlen hervorspiegelten. Tagelang hatte der Baum unbeachtet im Hinterhof gelehnt und auf einmal war das Wunder der Verwandlung mit ihm geschehen. Sein Erstrahlen raubte der dämonischen Schwärze des ansonsten von mir gemiedenen Raumhintergrundes, seiner toten Winkel und Nischen, jede Furcht. Nun empfand ich diese Regionen, die nun sanftes Kerzenlicht empfangen, sogar kuschelig, wohlig, wenn ich mit meinem knallroten Blechtretauto dorthin fuhr und herumkurvte. Es war ein wahrhaft himmlisches Geschenk, das mir das Christkind beschert hatte. Bedankt habe ich mich dennoch bei Papa und Mama, denn so klein war ich ja auch wieder nicht.

Ein Erwachsener, der heute ein neues Blechauto für eine

Menge Geld kauft, verspürt nicht ansatzweise solche Gefühlsgewalt, wie sie mich damals als Kind gepackt hatte. Sogar heute noch kann ich mir den Geruch des frischen Lackes dieses Traumwagens aus längst vergangener Zeit vergegenwärtigen, auch wenn mein Geruchssinn längst von HNO-Spezialisten rabiät beseitigt wurde. Dieser Geruch hat sich in die grauen Zellen eingenistet und da wird er wohl bleiben bis zum Jüngsten Tage, wie eben vieles, was sich darin eingenistet hat. Ebenso hat sich dort die Erkenntnis fixiert, dass mir letztlich nichts gehört. Schon nach einer Hand voll Tagen nach der wunderbaren Bescherung, war das rote Tretauto, so überraschend es erschien, auch wieder verschwunden. Es war nur ein Leihwagen! Auch uns allen wird mit absoluter Sicherheit am Ende gar nichts Materielles bleiben, weil sich herausstellen wird, dass wir ausschließlich Leihgüter besitzen.

Es lohnt auch nicht, darüber zu grübeln. Niemand will einen Kometen festhalten, es genügt völlig, ihn gesehen zu haben. Auch empfundenes Glück oder Unglück entschwindet, und wir können lediglich von aufwühlender Erinnerung zehren, daran zerbrechen, oder in genügsamer Gelassenheit die Vergangenheit friedlich in sich ruhen lassen. Sonst nichts!

Schon dreht das Kettenkarussell eine nächste Runde und ich tauche wieder ein, ins festlich geschmückte Wohnzimmer, sehe mich eingenickt in meinem Geschenk sitzen, meinem Blechauto, und werde allmählich der Unruhe gewahr, die sich um mich herum ausbreitet.

»Komm! Gerdi, steig aus deiner Kiste! Wir gehen jetzt

zur Christmette«, so ähnlich wird Mama mich entzaubert haben. Schlaftrunken lasse ich das Anziehen warmer Kleidung samt Schuhwerk an mir geschehen. Schließlich bin ich eingemummt mit Wollmütze, Schal und wärmen- den Fäustlingen. Papa hat meinen Schlitten geholt! Ich höre, wie die eisenbelegten Kufen auf dem Steinboden des langen Hausganges hallend aufschlagen – Freude! – und ich taumle hinaus, folge Papa in die eisige Nacht und hocke mich auf meinen winterlichen Freund. Straße und Gehsteig knirschen unter den Schritten, und vom Rathaus her, am Ende der Luitpoldstraße, strahlt uns festlich der riesige Lichterbaum entgegen. Seinen vollen Zauber aber verdankt er den sachte niederschwebenden Schneeflo- cken.

Mit jeder Runde im Zeitkarussell ertappe ich mich Jahr um Jahr meiner Kindheit in solch mitternächtlicher Trance am Heiligen Abend. Diese Stimmung hat sich tief in mein Inwendiges eingegraben. Jetzt - gezogen von Papa, bequem auf meinem Schlitten sitzend. Ein ander- mal - neben meinen Eltern herstapfend, durch weichen Schnee, hin und wieder genussvoll Verwehungen zer- pflügend. Einmal - auf hart gefrorenem, glattem Boden schlitternd. Ja, wahrscheinlich auch auf trockenem, schneefreiem Pflaster, mürrisch daherschlurfend. An Letzteres, oder gar eine Regennacht, kann ich mich nicht erinnern, dieses liegt achtlos im Gedächtnis begraben. Nach einem langen Marsch zur Kirche stehe ich für eine empfundene Ewigkeit im Talgrund eines dunklen Men- schengebirges, dessen teils bizarre Gipfel ich bei ver- krampfender Nackenmuskulatur hartnäckig studiere. Mu- sik und Stimmen dringen nur abgeschwächt nach unten,

sie werden vom mich dicht umgebenden Wollstoff und Pelzwerk gedämpft. Nur die aufleuchtenden Gipfel, die Köpfe der Erwachsenen, tragen Lichter, die mich, den Zwerg in der Tiefe, den Glanz erahnen lassen, den sie vor Augen haben.

Schlaftrunken, erschöpft und müde schiebt mich schließlich eine träge, aber unaufhaltbare Menschenlawine an. Sie drängt zum Ausgang, schiebt mich mit hinaus in die sternenklare Nacht. Die Lichter der Straßenlampen hüpfen vor meinen schweren Lidern, ich reite diesmal auf Papas Rücken nach Hause.

Schnell fliegen die Gedanken zur nächsten Begebenheit und ich fühle mein Versagen von einst – Papa wollte mich mit der Uhr bekanntmachen...

Wir kennen ja inzwischen die Küche. Da sehen wir den Papa flapsig auf dem Sofa liegen und wie er raffiniert versucht, mich bei guter Laune zu halten, indem er sein einziges Erzeugnis mit beiden Händen immer wieder zur Küchenuhr hochwuchtet, die bekanntlich über dem Sofa tickt. Ich hatte sein Vorhaben noch nicht durchschaut, sondern quiekte noch bei Hebe- und Sinkflug vor Vergnügen. Aber dann wurde es ernst:

»Du möchtest doch sicher wissen, wie spät es da auf der Uhr ist?« fragte er schnaufend, abrupt in der Fliegerei innehaltend.

»Nein - weiter Flieger machen, Papa!« entgegnete ich trotzig im Reitersitz auf seinem Bauch.

»Pass auf, das ist gar nicht schwer. Der Loni, dein Spielfreund, kennt die Uhr schon. Das möchtest du doch auch, oder?«

Jetzt war der Reiter sauer und legte seinen Kopf brumme-  
lig auf den sturen Gaul.

»Also, wenn du nichts lernen willst, bist du um drei vier-  
tel sieben heute im Bett!« Dabei bäumte sich das Reittier  
auf und ich drohte nach hinten zu kippen. Das klang mir  
ja nach einer Drohung! Und grantig fragte ich zurück:

»Wie lange darf ich dann noch aufbleiben?«

»Ha, jetzt siehst selbst, wie dumm einer ist, der die Uhr  
nicht kennt.«

Da ließ ich verzweifelt die Zügel fallen, und der Gaul  
hatte sich aufgerichtet und war zum Lehrmeister gewor-  
den, dem ich nun auf den Beinen hockte. Papa griff sich  
den Kleiderbügel von der Stuhllehne, riss kurzerhand den  
Hosensteg heraus und stupste ihn mir lustig in den  
Bauch, während Mama über die Zerlegung ihres Hausrats  
schimpfte. Seinen Zeigestock hielt er nun immer wieder  
an die Uhr, redete dabei und wenn ich nicht hinschauen  
wollte, klopfte er mir kurz aufs Hinterteil, aber nur ganz  
leicht. Der Unterricht scheiterte kläglich, weil ich am  
Ende nur Tränen für die verzwickte bayerische Uhrzeit  
übrig hatte. Papa musste sich gedulden; ich war schlicht  
noch zu klein für sowas.

Preußen tun sich übrigens mit der Uhrzeit prinzipiell  
leichter. In der Nachbarschaft wohnten welche, die  
schienen mir nach einer anderen Zeit zu leben, wie mir  
später aufgefallen ist. Bei uns war mit der Zahl zwölf  
Schluss, aber bei denen ging's weiter bis vierundzwanzig  
Uhr. Dafür verwendeten sie aber keine komplizierte bay-  
erische Bruchrechnung, die einem beinahe um den  
Verstand bringen kann.

Der Stundenkreis eines Tages, der nur die ersten zwölf

Zahlen verwendet, erfordert notwendigerweise knifflige Zusätze, die man kennen sollte: abends – nachts – gleich nach Mitternacht – mitten in der Nacht – früh – oder sauerfrüh – morgens. Untertags braucht's keine Zusätze.

Soll beispielsweise 19.15 Uhr in den bayrischen Sprachgebrauch übersetzt werden, heißt das: viertel achte, abends. Alternativ zulässig ist auch: viertel nach siebene, abends. Wer sieben Uhr fünfzehn sagt, macht halbe Sachen, denn es fehlt ja der Zusatz –abends.

Wird so ein Urbayer nach der Uhrzeit gefragt, geht dem bei ungünstiger Zeigerstellung eher die unkorrekte Zeit über die Lippen, als die simple 24 Stunden/ Minuten Ansage, die der Rest der Welt verwendet. Wer will schon zugeben, es sei für ihn drei Minuten nach drei viertel elfe auf 'd Nacht? Wo es doch einfach nur 22.48 Uhr ist. Allerhöchstens wird er einräumen:

»grad' war's...« oder »glei is...« und dann großzügig auf beziehungsweise abrunden.

Der Bayer ist im Grunde das Komplizierte in Person.

Kompliziert wird nun auch eine weitere Runde im Fluge der Erinnerung...

Quer über die Straße laufen, eine handvoll Stufen hinauf, schon stehe ich im Feinkostladen alter Schule, wo es nach frisch gemahlenem Kaffee und dem runzeligen Brathering hinter der Glastheke gleichzeitig duftet und stinkt. Von der noblen Besitzerin, einer älteren Dame bedient zu werden, immer mit tadelloser Frisur und im gebügelten weißen Kittel erscheinend, war Ehre aber auch Herausforderung für mich: eben die aufgetragenen Lebensmittelwünsche meiner Mama routiniert über den

Ladentisch hinüberzubringen. Das war für den Dreikäsehoch immer von der Angst begleitet, einen Filmriss zu bekommen, dumm dazustehen, herumzustottern, womöglich zum Nachfragen wieder umkehren zu müssen und es dann nochmals zu versuchen. Kurz, die Befürchtung, womöglich, als der dumme Töpel vom Nachbarhaus dazustehen – einfach unerträglich, dieser Gedanke.

Wir sehen sie schon wieder, die komplizierte geistige Mechanik eines Bajuwaren. Oder finden sich solche verschrobenen Gefühle auch in selbstbewussten Landsleuten anderer Provenienz?

Schon viel einfacher war Papas Auftrag, einen Brief drüben einzuwerfen. Der gelbe Briefkasten am Hauseck befand sich gleich neben der Ladentreppe des Feinkostgeschäfts gegenüber. Und ging ich an der Ladentreppe vorbei und stieg die Stufen zur Haustüre hoch, war ich auf abenteuerlichem Wege zu einem gleichaltrigen Flüchtlingsjungen, der hier neuerdings mit Eltern und Großeltern auf engstem Raum hauste.

Im Hausflur umging mich funzeliges Licht und penetranter Fischgeruch, der sich beim Anstieg im dunklen Treppenhaus zwar abschwächte aber immer mehr einem modrigen Eindruck weichen sollte. Es war so unheimlich dort und es war so wenig zu erkennen, dass mir auch jetzt die Bilder zur Beschreibung fehlen. Bis endlich oben im ersten Stock das abtrennende Gatter im zwielfichtigen Schein aus dem Dunkel auftauchte, welches in meiner Fantasie augenblicklich den Platz des Hexengatters aus dem Märchen Hänsel und Gretel einnahm. Dagegen war einfach nichts zu machen. Und als schließlich die vom Alter gekrümmte dürre Oma dahinter auftauchte, die mich mit

hoher Stimme in so eigentümlicher Sprache nach meinem Begehren fragte, was es einfach: die Hexe! Einlass bekam ich nicht, sie rief nur den Jungen herbei und verängstigt schnappte ich etwas von Dotschn und Botschn auf – wohl ging es um Hausschuhe, vielleicht auch um Socken, die der Kleine an oder ausziehen sollte – aber dann trieb es mich schier mit Hexengewalt nach unten, hinaus auf die Straße zu Spiel und Blödelei, vielleicht dorthin, zwischen Treppenstufen und Briefkasten.

Genau der Ort ist es, den mir eine weit entfernte Erinnerung unvermittelt ins Gedächtnis spült. Es ist früher Samstagnachmittag, ein sonniger, warmer Tag. Ich stehe vor unserem Haus auf dem Gehsteig, wo in meiner kindlichen Fantasie die Luitpoldstraße wie ein Strom an mir vorbeifließt, vom Gefälle der Obertorstraße kommend. Am Ufer drüben, starre ich auf den gelben Briefkasten. Eigentümliche Ruhe liegt über dieser gesponnenen Flusslandschaft, der sonst geschäftigen Geschäftsstraße – kein Fahrzeug, kein Mensch ist unterwegs. Wie ausgestorben scheint die Stadt, nur leise plätschert das Wasser vom Ludwigsbrunnen zu mir herüber. Das ist gefühlte Trostlosigkeit in einer Kinderseele. Ich bin alleine und weiß nichts mit mir anzufangen. Aber das Krokodil ist bereits unterwegs, schwimmt unbemerkt den Fluss herunter. Aus der Durchfahrt unseres Nachbarhauses höre ich ein fröhliches Pfeifen. Der etwas ältere Junge kommt mit einem Briefumschlag dahergelaufen, den er drüben auf der anderen Seite einwerfen will. An der Uferkante stoppt er kurz, dreht mir seinen grinsenden Kopf zu und springt vergnügt in sein Unglück. Das Krokodil war da,



hat einfach zugeschnappt.

Lautlos war die alte schwarze Limousine als Vollstreckerin des Schicksals herangerollt. Ein elegantes herrschaftliches Vorkriegsmodell mit Holzspeichenrädern, wie man es heute nur im Museum bestaunen kann. Just im geheimnisvollen Moment, der genau bemessen schien, da weder geraume Zeit vorher und auch gefühlte Ewigkeiten nach dem Unfall, kein weiteres Fahrzeug vorüberfuhr. Ich sehe den Jungen gewissermaßen im stockenden Zeitraffer, wie er vom Gehsteig aus zum Briefkasten anspurtet, erschrocken vor dem großen Kotflügelblech reflexartig seinen Oberkörper nach hinten reißt. Der Hartgummireifen erfasst das Bein, sein Oberkörper schlägt längsseits aufs Pflaster. Ich sehe, wie sich der Rücken zusammenkrümmt, sich seine Hände an die Holzspeichen klammern und der kleine Körper durch das weite Radgehäuse gemangelt wird, wie er verkrallt in den Speichen, einige Umdrehungen herumwirbelt, bis das Fahrzeug zum Stillstand kommt. Alles geschah so unsäglich langsam, in einer Zeitlupe, dessen Bilder bis heute andauern. Nein, das Unglücksauto ist gar nicht schnell gefahren, das Opfer rannte zu überraschend in den Wagen, dessen geschockter Fahrer leichenblass ausstieg.

In mir herrschte totale Panik. Elend schlecht war mir auf einmal und ich erbrach mich am Fuße der Dachrinne, im Spalt zwischen den beiden Häusern. Alles Weitere tritt weit zurück in den Nebel des Vergessenwollens: die Blutlache, der leblose Körper, die heraneilenden Sanitäter und die Ansammlung von Leuten aus den Häusern. Nach diesem Schockerlebnis stand eine Weile später mein Lieblingskuchen auf dem Kaffeetisch, doch ich

konnte keinen Bissen Kirschkuchen hinunterbekommen aber Mama verstand mich allzugut, nach dem, was vor meinen Augen geschehen war.

Eine lange Zeit war für mich nach dem Unfall vergangen. Erst mit einem weiteren Vorstoß ins Gedächtnis, einer weiteren Runde im Karussell der Erinnerungen, kann ich das verdrängte Menetekel, diesen Vergessenen zurückholen. Eines Tages sah ich ihn aus einiger Entfernung wieder. Sein Anblick versetzte mir erneut einen Schock, der so nachdrücklich war, dass ich Furcht empfand und nicht wagte, zu dem Jungen aus dem Nachbarhaus hinzugehen, um ihn anzusprechen – ich erblickte ein Gespenst! Er war regelrecht zusammengeflickt worden. Sein Gesicht erinnerte mich an eine mit Fäden umwickelte Roulade und seine Haut war überall von Jodfarbe entstellt. Er sah furchterregend aus.

Wie eigentümlich! Ich habe diesen Menschen nie wieder gesehen, noch etwas von ihm gehört. Wie ein Gespenst war er verschwunden und auch in meinem Bewusstsein hatte er sich aufgelöst, doch nun ist er wieder da.

Ansetzend am Ort dieses Geschehens, derselben Stelle, vor unserem Haus, fährt mir urplötzlich jenes klapprige Dreirad mit seiner kleinen Ladefläche in den Sinn, dessen sparsamer Fahrer wohl in der abfallenden Oberdorferstraße sein Motorchen abgestellt hatte und das kleine Vehikel im Leerlauf gemächlich übers Kopfsteinpflaster herunterhoppeln ließ.

Eben fährt es an der besagten Stelle vorüber und hier setzt der Fahrer vorschriftsmäßig den Winker – richtig gelesen! Diese Fahrtrichtungsanzeige blinkte nicht, sie

winkte. Ein Zeiger war das, der nach oben und unten ausschlug und hinter rotem Glas erleuchtet war. Wollte er zur Schranne hin abbiegen? Nein! Er fuhr diagonal über die Straße, genau auf den Ludwigsbrunnen zu. Gleichzeitig riss er seine nicht mehr TÜV-gerechte Fahrertüre auf, die im leichten Fahrtwind kräftig aufsprang. Was soll das werden? Fragte sich der Kinderverstand. Ach, der will anhalten! Denn kaum war die Türe auf, kam schon der derbe Fahrerfuß zum Vorschein. Sein eisenbeschlagener Arbeitsstiefel setzte mit der Ferse aufs Pflaster, dass die Funken nur so stoben. Und tatsächlich, noch kurz vor der Brunnenwand gelang die urtümliche Abbremsung und der Mann parkte vorschriftsmäßig, zog unappetitlich seinen Verdruss aus den Rachen, spuckte den im weiten Bogen aus und strebte der Michelwirtschaft zu. Deren Bierdunst liegt mir noch heute erinnerungsmäßig frisch in der Nase, obwohl die Beize längst verschwunden ist und sicher die meisten Stadtbewohner gar nicht mehr wissen, dass es die einmal gab.

Übrigens, Kirschkuchen...

Mir war ja einige Passagen zuvor der Gusto danach vergangen, und erneut klingelt es im Hirnstübchen, weil ich an eine ähnliche appetitlose Situation erinnert werde. Nur war die Ursache meiner Abstinenz bei jenem Nachmittagskaffee mein überforderter Riechnerv, dazu einige unverdauliche Bilder im Kopf.

Im Osten der Kleinstadt erhebt sich der Jura auf über sechshundert Höhenmeter und an seiner stadtseitigen Flanke thront die Wülzburg, eine mächtige Festungsanlage, deren Attraktion ein einhundertsechzig Meter tiefer

Felsbrunnen ist. Seine Erbauer waren Gefangene und Zwangsarbeiter, die sich in rauen Zeiten mit Hammer und Meißel im abgeseilten Korb durch den Kalkfels bis zum Grundwasser hinunterschufteten mussten.

Nach dem Untergang des Hitlerreiches waren auf der Festung für eine Übergangszeit Flüchtlinge aus aller Herren Länder einquartiert. Darunter auch ein alter Schuster, den Papa, der Lederhändler, mit dem nötigen Material belieferte, damit dieser das schäbige Schuhwerk der Bewohner einigermaßen instand halten konnte. Es war eine Zeit des Mangels und der damit begründbaren Improvisation. Da Gummiplatten als Besohlungsmaterial und natürlich auch Sohlleder rar waren, durfte es durchaus eine Fuhre abgefahrener Motorradreifen sein, die zerschnitten und vom Felgenstahl befreit, zu Rollen gewickelt, als Ersatz dienten. Daraus ließ sich dann der Belag für etliche Paare Haus- und Straßenschuhe schneiden.

Schwarze und braune Schuhcreme kochte Papa unter meiner Aufsicht in Opas Garten in einem riesigen gusseisernen Topf über offenem Feuer. Abgefüllt wurde dann die zähflüssige Masse in Blecheimer, wo sie sich nach Abkühlung zur Creme verfestigte. Im Laden schließlich ging das Verkaufen nach Gewicht. Mittels einer Holzspachtel kam solange Schuhcreme in den Pappbecher, bis die Kundschaft abwinkte. Einige Knauser brachten eigene Behältnisse mit, um die Differenz des Pappbeckers herunterzuhandeln. Das Kind indessen empfand weder Einschränkung noch Mangel. Es fand all dies spannend, interessant und hielt es für das Natürlichste der Welt, gleich, wie es war und was geschah. Durch die ständige Verbesserung der Lebensumstände in den folgenden

Jahrzehnten war es dann wahrhaftig kein Problem, sich den komfortableren, bequemerer Lebensbedingungen anzupassen.

Was aber, wenn nach der Bergfahrt des Wohlstands der Gipfel erreicht ist und die Talfahrt beginnt, vielleicht auch für Jahrzehnte? Das wird schwieriger werden, für eine Generation, die aus guten Zeiten kommt, das ist gewiss! Ob sie auch eine Sammlerzeit erleben wird, wie sie mir in Kindertagen Alltag war? Alles wurde damals gesammelt, was einem in die Finger kam. Ob Brennholz oder Tannenzapfen, die sackweise im Leiterwägelchen aufgetürmt, aus den Wäldern für den eigenen Ofen eingefahren wurden. Ob Fallobst, Wildfrüchte, Beeren, oder zum Verkauf an Sammelstellen: Glasflaschen, Alufolien, Altpapier, Lumpen, Altfett und nicht zuletzt, Metalle jeder Art.

Ach, ja – der Kirschkuchen, ein köstlicher Leckerbissen, verlangt noch immer eine Erklärung, weshalb ich ihn, in drei Teufels Namen, nicht anrühren mag...

Papa hatte unseren roten »Standard« mit etwas Ware für den Schuster beladen und wir tuckerten gemeinsam zur Wülzburg hinauf, was eine echte Herausforderung für das Automobilchen war. Schließlich werkelt nur ein PS-schwacher Motorradmotor unter der Rücksitzbank. Darauf sitzen konnten nur Kinder, denn für einen Erwachsenen krümmte sich die Karosserie zu stark, das Raumangebot war viel zu gering. Solch ein Fahrzeug hat gewiss noch kein Mensch gesehen, der die Zeilen liest. Es war der Eigenbau eines Bastlers, der aus der Not eine Tugend machte und sein Motorrad darin verbaute und indirekt zu

Geld machte, so er das einmalige Exemplar an meinen Vater verkauft hatte. Aus Sperrholz war das Ding und mit rotem Plastikmaterial bezogen. Auf dem Heckbuckel saß, einem Schönheitsfehler gleich, der kleine Tank mit silbrigem Verschluss. Seinerzeit blieben selbst unverwöhnte Leute stehen, denen sogar Holzvergaserautos nichts Ungewöhnliches waren, und drehten die Köpfe nach dem seltsamen Gefährt. Ich komplizierter Kauz reagierte darauf dummerweise mit Scham, anstatt mit Genugtuung. Nur wenige Leute hatten in der Nachkriegszeit einen fahrbaren Untersatz mit vier Rädern, sodass auch das unmöglichste Fahrzeug doch besser war, als gar keins, meinte Papa dagegen. Ach, und war man in Nürnberg beim Einkauf gewesen, und Papa hatte das Auto mit Ware überladen, da musste ich eben am berühmten Kiliansberg mit Oma raus zum Anchieben, damit der Kleine es schaffte. Das war durchaus zeitgemäß und niemand hatte sich darüber gewundert.

Vater hatte mit dem nachfolgenden DKW aus Industrieproduktion aber weit mehr Ärger als mit dem Produkt des Bastlers. War er damit unterwegs, hatte er fast immer zu berichten, wie die abenteuerliche Heimkehr schließlich doch noch möglich war, wer angepackt, repariert, angeschoben, abgeschleppt hatte.

Kann mir die Leserin, der Leser all diese Gedankenketten nachsehen, die wirr am Zeitkarussell zerstreut vorüberflattern und hier ihren Niederschlag finden?

Wir fahren über die Brücke des mächtigen Burggrabens und durch eine mehrere Meter dicke Umwehrung des Burgtores, hinein auf den Burghof. Papa macht sich auf den Weg zu seiner Kundschaft und ich tripple hinterdrein

und darf einen kleinen Karton mit Ware tragen. Der Schuster arbeitet wie ein Gnom aus dem Märchen auf engstem Raum unter dem Treppenaufgang, hinter einem speckigen Plastikvorhang. Über seinem Kopf ist der Spielraum so gering wie in unserem Auto, wenn ich auf der Rückbank sitze. Und um ihn herum ist es auch sehr eng, betrachtet sogar im Maßstab eines Kindes. Ich hätte gut hineingehen können zum Schuster, der auf seinem Dreibeinhocker sitzt und eben mit Pechfaden eine klaffende Schuhsohle annäht – zum Handgeben. Aber Papa hätte in die Knie gehen und sich in Kosakenart anpirschen müssen, da bleibt er lieber stehen und ich halte es ebenso. Der Schuster aber hält vom Händchengeben auch nichts, sonst wäre er ja hervorgekrochen. Also findet der verbale Handel in Richtung des verlaufenden Treppenschwunges statt, von oben nach unten – von unten nach oben, und ich bin der wichtige Zubringer, der sich hineintraut in die Höhle des Löwen, ihm das Futter bringt und schnelle Schritte wieder rückwärts hin zum Papa macht. Der Schuster ist mir unheimlich. Er redet auch so seltsam, dass ich es kaum verstehen kann, und schrecklich sieht er aus, zum Fürchten! Als hätte er meine Gedanken gelesen, packt er mich, als ich wieder in seiner Reichweite bin, plötzlich am Arm und drückt so gewalttätig zu, dass ich aufschreien möchte, doch gleich erstarre, als er mich ganz nahe vor sein grinsendes Gesicht zieht und sein Knoblauchatem mich lähmt und ich seine schwarzen Zähne dicht vor mir sehe.

Mit dem Gefühl des Widerwillens belastet, verlasse ich die Märchenfigur, und Papa, wohl unersättlich neugierig, will mir noch was anderes zeigen...

Nach längerem Marsch durch kalte Flure, biegt Papa ab und ich folge ihm durch eine herabhängende Wolldecke, die er für mich beiseite hält. Dahinter raubt es mir beinahe den Atem, so ekelig ist dieser Gestank. »Bäh!« Erschrocken gucke ich zu Papa hoch.

»Riecht wirklich nicht gut. Das ist ein Desinfektionsmittel gegen Ungeziefer«, könnte er etwa erklärend gesagt haben. Vor meinen Augen breitet sich eine völlig neue, mir unbekannte Welt aus. Eine unansehnliche, überriechende Welt. Der riesige Raum mit seinen Deckenwölbungen ist kreuz und quer mit dünnen Seilen ausgespannt, an denen diese braunen Militärwolldecken befestigt sind und die als Raumteiler herunterhängen. Unübersehbar ist die Masse von Quartieren. Viele der Decken sind etwas aufgezogen und bieten Einblick ins Elend. Erbärmlich hausen darin abgemergelte Menschen, es hustet und keucht aus den Stockbetten. Ringsum schreiende, flennende Kinder, Gezänke, dazwischen apathische Gestalten. Einige sitzen in sich versunken mit hängenden Köpfen auf Hockern, andere liegen regungslos wie Tote auf ihren Pritschen. Einem Alten sehe ich neugierig in den zahnlosen weit aufgerissenen Mund hinein, bis Papa mich energisch von meinem Studienobjekt zurückzieht. Und es stinkt zum Himmel – ich will fort, bin richtig fertig heute. Daheim wartet Mamas guter Kirschkuchen und Kaffee auf uns. Als sie mir ein Stück zuschiebt – ich könnte mich jetzt noch dafür ohrfeigen – rieche ich mit hochgezogener Nase und langen Zähnen daran, und mit gestrecktem Arm, zurückgebogener Schulter, also in allerbesten Ekelmanier, schiebe ich den Teller zurück, be-  
anstandend:



»Der stinkt...« Bevor ich sagen kann, nach was, fliegt mein Kopf Richtung Tischplatte, wie immer, wenn Papa auf nette Bemerkungen von mir blitzschnell reagierte. Tatsächlich war der über alles geliebte Kirschkuchen für mich ungenießbar geworden. Er stank nach Karbol, oder was das für ein grausiges Zeug war, im Burgasyl. Aber nicht nur der Kuchen, alles roch widerwärtig, stellvertretend und in heller Auflehnung in die empfindsame Kinderseele hinein. Es stank nach Hoffnungslosigkeit, Armut, Krankheit, Elend und ich war dumm genug und un-diplomatisch dazu, mir Papas Zorn einzuhandeln. Dagegen gibt's doch ein Rezept:  
Schnell ins Hirnlein reingelauscht, zu hören, was Verständchen plauscht!

Papas Querschlag auf meinen Hinterkopf bringt mich buchstäblich schlagartig eine Runde weiter, zu teilweise verschütteten Erlebnissen im Elternhaus:

Mama war eine ausgezeichnete Köchin, dennoch gab es Gründe für mich, allerlei Nahrung abzulehnen, die mir vorgesetzt worden war. Freundliche Empfehlungen, dies oder jenes doch bittschön aufzuessen, halfen nicht und der Befehl dazu schon gar nicht, denn ich hatte einen Dickkopf. Ob Fisch, ob fettes Fleisch, ob Innereien, vielerlei Gemüse – fast immer war etwas dabei, was ich wie ein störrischer Esel mied. Rückblickend kann ich jetzt meinen Vater sehr gut verstehen, denn ich selbst würde mir, wäre ich an seiner Stelle, gehörig eine scheuern, ebenso, wie er das zu tun pflegte.

Aber – da taucht eine Rechtfertigung aus der Tiefe eines malträtierten Gefühls empor, die komplizierten bayeri-

schen Gedankengängen doch alle Ehre macht – mal sehen, ob sich das vernünftig erklären lässt...

War es denn nicht die liebe Gustele, welche in Omas Garten herumwatschelte und mich mit langem Hals zischend auf Distanz gehalten hatte? Ich habe gesehen, wie Opa sie auf dem Hackstock geköpft hat und sie ihm auskam und kopflos, mit blutspritzendem Hals eine Runde noch im Garten flog. O Zeus! Das schockt mich ja noch heute!

Halt! Das war doch – ich bringe etwas durcheinander – die Geköpfte war die liebe Bettelfrau, Omas Lieblingshenne mit dem schiefen, krummen Kamm, denke ich. Wollte Oma in den Garten hinunter, schon stand die Henne im Wege und bettelte solange, bis es Körner gab. Lockte Oma jedoch das betagte Huhn gelegentlich an, flatterte es zutraulich in die aufgehaltene Schürze hinein, um sich streicheln zu lassen. Ja, genau! Als die Bettelfrau geschlachtet war, hatte Oma feuchte Augen und ich hörte sie sagen, dass sie keinen Bissen runterbrächte. Die Gustele aber, die hatte Opa zu uns gebracht, den Rußflügel dazu, er hing noch weiß und unbenutzt in der Holzlege. Solcher diente als Bürstenersatz bei der Herdreinigung. Das Gansjung, oje! – kennt man eigentlich dieses Wort? – dieses stand immer kurz vor dem Weihnachtsfest auf dem Tisch. Aus der braunen Soße ragte – so war's recht! - der Gansfuß mit seinen Schwimmhäuten hervor, und als Mama mit dem Schöpfer nach Soße für meinen Knödel fuhr, tauchte der Kopf samt Zähnchen und dem erstarrten Auge auf und gab mir den Rest.

Ja! Dann knallte es wieder! Ob zu Recht oder Unrecht, darüber lässt sich lange diskutieren. Das Fleisch bräuchte

ich doch gar nicht essen, aber meine Leibspeise, Knödel mit Soße – nun, das könne er schon erwarten, dass ich es tue, meinte der wütende Papa. Meine Fantasie aber riet mir nachdrücklichst, die versaute Mahlzeit – Verzeihung - nicht in den Mund zu nehmen, wo doch die zerstückelte Tierleiche in der Soße schwamm.

Für jedes abgelehnte Gericht ließe sich so oder so eine Erklärung vorbringen.

Nun aber bewirkte Zwang Abneigung, führte verstärkter Zwang zur Eskalation, wie das übrigens auf alles zutrifft, was erzwungen werden soll.

Als die Watschen zu Tisch nichts halfen, packte mich der verzweifelte Vater am Kragen und schleppte mich in seiner Hilflosigkeit in den Hinterhof hinaus - den Kellerabgang ging's hinunter. Im Keller schupste mich Papa hinters Kellergatter, dann versperrte er die Gattertüre sorgfältig mit dem Vorhängeschloss und sagte:

»So, jetzt kannst dir's ja überlegen, wann du's essen willst!«

Bah! Beim ersten Mal dieser Strafaktion gefror mir das Blut in den Adern. Der Keller ist nur mit einer schwachen Deckenfunzel beleuchtet und wird die ausgeknipst, ist es stockfinster, bis sich allmählich die Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben. Nur über die verwinkelte Außentreppe und den beiden Kellerschächten vor den Schaufenstern gelangt etwas Licht nach unten. Es ist kühl, feucht und modrig. Der wellige harte Lehm Boden strahlt Kälte ab und darüber spannt sich ein bruchsteinernes Tonnengewölbe, das von Spinnweben überzogen ist. Ich bin nicht Kaspar Hauser, trage keine Fesseln und Ketten, kann mich frei bewegen und streife, nach mei-

nem anfänglichen Schock, neugierig im durchaus interessanten Gefängnis umher. Meine Augen haben sich erstaunlich gut angepasst, sodass es Interessantes im spärlichen Dämmerlicht zu sehen gibt. Vorne, unter den Schaufenstern des Ladens, sind auf einer Stellage Äpfel ausgelegt. Einen solchen verspeise ich gierig in der Freude, wenigstens hier nicht verhungern zu müssen, wenn es oben schon nichts für mich gibt. Unter den Äpfeln lagert ein Berg, teilweise schon ausgetriebener, Kartoffel. Dort am Rande des Kartoffelbergs – natürlich war ich auf seinen Gipfel gestiegen, bin auf den sandigen Rollern abgefahren – dort steht ein Blecheimer mit geheimnisvoller Flüssigkeit. Nach gründlicher Überprüfung finden sich darin, versteckt in zahncremeartigem Schlick – Eier! Genauer: Kalkeier. Mir werden gleich die Finger davon brennen. Viel lohnender wäre es allerdings, an das Kühlfach heranzukommen. Ich starre durch den Fliegendraht auf Käse, Butter, Wurst und Restspeisen. Dieses Fach im kühlen Keller ersetzt den Kühlschrank. Seine Holzklappe ist leider nur von außen zu öffnen. Papa hatte dieses, wie auch das Kellerabteil, mit ungehobelten Dachlatten zusammengenagelt. Er war ein geschickter Bastler, hatte er doch auch vorne im Keller, neben dem Apfelregal, einen Luftschutzraum eingebaut, ganz aus Holz. Mit Tisch und Sitzbank, sowie ein Regalbrett, auf dem eine Reihe dick eingestaubte Einmachgläser stehen. Vorsichtig trage ich eines davon unter den Lichtschacht, um seinen Inhalt zu sehen: eingemachte Gansstücke! Das reißt eine frische Wunde auf! Schnell bringe ich es zurück an seinen Platz. Der enge Schutzraum mit seiner stark gekrümmten Decke fasziniert mich, vor allem die unheimlichen, sche-

menhaft herunterhängenden Gasmasken mit den Filtertöpfen daran, erregen meine Aufmerksamkeit. Schließlich sitze ich mit einer solchen in der Finsternis auf der Bank, streiche mit meiner Hand über die staubige Tischplatte, genieße das schaurige Schnorcheln der Maske, habe unendlich viel Zeit, sinniere. Die Zeit steht still, vergeht nicht, also ertaste ich die Konstruktion dieser Sitzbank unter mir, irgendetwas muss ich doch tun! Ich male mir aus, wie es damals im Krieg hier war. Mit den Augen der Fantasie sehe ich im Lichtschein der Kerze die Gesichter meiner Angehörigen – doch ich sehe eng nebeneinander noch andere Personen sitzen, die jedoch kenne ich nicht.

Mich trägt es viele Runden weiter zurück, in eine Zeit, wo eigenes Erleben und das Erinnern an Erzählung untrennlich miteinander verschmelzen. Hörte ich den Einschlag der Granaten wirklich? Das Wummern der Geschosse? Ist es die erlebte Angst der Menschen um mich herum, die ich fühlen kann, oder spielt mir mein Einfühlungsvermögen einen Streich? Und sehe ich tatsächlich gebückte Gestalten durch das aufgebrochene Kellerloch aus dem Keller des Nachbarhauses hervorschlüpfen? Die Maueröffnung ist inzwischen mit roten Ziegelsteinen wieder zugemauert. Höre ich Stimmen von der Kellertreppe, sehe die Hausbewohner in Decken gehüllt heruntersteigen, in die vermeintliche Sicherheit beim Fliegerangriff? Alt genug wäre ich ja gewesen, dies bewusst erlebt zu haben, damals. Doch wie Nebelschwaden schnell die Sicht behindern, ebenso ergeht es mir nun beim Nachsinnen darüber. Nur eine einzige und früheste Erinnerung steht wie in einem Lichtkegel vor meinem

geistigen Auge. Mitten im Keller sitze ich auf weicher, warmer Unterlage und fummle an einer alten Aufziehlock herum. Mit den verbogenen Schienen weiß ich nichts anzufangen. Umsomehr mit dem Sanitätsauto, durch dessen Flügeltürchen ich eine Bahre raus und reinschieben kann. Sogar abschließen kann ich mit dem Drehgriff. Aus dem großen geflochtenen Bastkorb neben mir leuchten alle erfüllten Kinderwünsche dieser Welt zu mir herüber. Er ist nämlich randvoll mit Spielzeug gefüllt und ich bin glücklich und zufrieden. Auch finde ich es angenehm, dass Menschen anwesend sind, nur beachte ich sie kaum und bin froh, von ihnen nicht in meiner Zeitlosigkeit gestört zu werden. Ein Hauch von Ewigkeit muss mich ergriffen haben, denn Tod und Angst existierten noch nicht für mich während des Luftangriffs.

Das wundervolle Spielzeug gehörte gar nicht mir, ich habe es nie wieder gesehen und redete ich später davon, wussten meine Eltern nichts davon. Schließlich war Krieg und sie hatten andere Sorgen, als sich um eine Tasche Spielsachen zu kümmern, die, wer weiß, wo herkam und die, wer weiß, wohin verschwand? Jedenfalls reagierten meine Eltern so ähnlich, wenn ich sie mit meiner hartnäckigen Nachfragerei nervte. Denn die Sorgen waren ja nach dem Kriege nicht vorbei, sie blieben ihnen noch lange Zeit. Aber die Sorge um Leib und Leben war natürlich im Krieg ungleich wuchtiger.

Besonders deutlich wird dies, wenn wir auf der Zeitachse noch ein paar Runden zurückdrehen. Mir wurde ausführlich erzählt, welche Hektik ausbrach, als unser Haus ein Phosphorkanister der Amis traf. Im vorderen Teil des Ladens brannte es lichterloh und alle Hausbewohner und

die Nachbarn waren beschäftigt, Wassereimer anzuschleppen, um zu löschen. Feuerlöscher – Fehlanzeige! Auf die Feuerwehr, obwohl sie nur den berühmten Steinwurf weit entfernt, war bei Angriffen ja nicht zu zählen. Anschließend mussten die zerstörten Schaufenster verbrettert werden, um einer Plünderung vorzubeugen. Insgesamt blieb die Kleinstadt aber verschont, bis auf einige zerbombte Häuser, welche unter ihren Trümmern auch Menschen begraben hatten. In solch einer Ruine spielten wir noch später als Schulkinder Verstecken und fanden diesen Platz äußerst reizvoll. Wir können damit erfahren, welch ein Luder doch die falsche Sichtweise ist.

Als eines Tages herauskam, im Ellinger Schloss, sei »Tag der offenen Türen«, zogen Karawanen von Bürgerfrauen ihre Handwägelchen dorthin, um im vier Kilometer entfernten Schloss nachzusehen, was denn noch zu holen ist. Massen von Stoffballen wurden angeblich abtransportiert, und auch unser Vorrat an rosa Korsagenstoff würde leicht ins nächste Jahrtausend gereicht haben, hätten wir den nicht im Laufe der Zeit für alles Mögliche zweckentfremdet.

An der Quelle saß der Knabe – wenn ihr ahnt, was ich da sage...

Über die Leute mit kürzerer Anfahrt sprach man mit gedämpfter Stimme, hinter vorgehaltener Hand, denn die hatten längst vorher gründlichst jene Sachen heimgekartt, die man üblicherweise in einem Schloss erwartet. Wer denkt dabei an Stoffballen? Das richtige Wort für diese Vorgänge ist Plündern, doch dieses Wort nahm niemand

in den Mund. Man sprach, da selbst beteiligt, nur vom »Holen« – vom glücklichen Umstand, dort noch etwas geholt zu haben. Ist's da ein Wunder, wenn das Kinderhirn sich denkt: Selber schuld, wer da zu faul war, nichts zu holen!

Bei meinen Großeltern steht um diese Zeit ein Panzer in der Einfahrt. Ein Schwarzer mit »Buttermilchaugen«, erzählte uns Oma, hatte ihr geraten, bis siebzehn Uhr, also binnen zwei Stunden ihr Haus zu verlassen. Er spielt mit den Fingern an seinem Revolver herum, das war Rede genug. Das Haus war ruckzuck beschlagnahmt und gleich fährt ein Jeep daher, mit weiteren Schwarzen, die sich büromäßig einquartieren wollen und Kartons mit Ordnern anschleppen, während die Großeltern eiligst einige Habseligkeiten zusammenpacken. Zum Schluss greift Oma nach dem Stubentiger, um ihn mitzunehmen. »Katze bleibt da!« kommt der Befehl von »Buttermilchaugen«.

»Katze gut gehen, nix Angst haben, Katze alles bekommen!« Na, dann...

Oma und Opa ziehen das nützliche Leiterwägelchen zu ihrer Tochter, zu uns, ins Exil.

Folgendes beginnt, zeitlich betrachtet, eine Runde früher, nämlich ehe die Amis einmarschiert waren und die Städte noch fleißig aus der Luft bombardiert wurden. Hallo! - als damaligen Freundschaftsdienst wollen die Feinde von einst, unsere heutigen Freunde, das verstanden wissen! Man möchte sich am liebsten in den Allerwertesten beißen, weil sie bei dieser Frechheit gar nicht



so leicht zu widerlegen sind, indem sie ja die guten Deutschen von ihrer dämonischen Führung befreit und dazu leider, leider alles in Schutt und Asche legen mussten. Gegen den einen Teufel ist der andere schnell ausgespielt und ebenso leicht ausgetauscht.

Eines aber sollte schon bedacht werden: Eine Führung unter Hitler und Konsorten ist ohne breite Unterstützung der Volksmasse nicht denkbar. Selbst in unserer unverdächtigen Familie konnte ich keinen ernsthaften verbalen Widerstand ausmachen, soweit ich das damals mitbekommen und verstanden habe. Bereits damit darf man sich getrost eine gewisse Mitschuld eingestehen! Als hinterher die bestialischen Verbrechen ans Licht kamen, sind natürlich vielen Gleichgültigen, den untätigen Zuguckern und Sympathisanten auch die Scheuklappen abgefallen. Wohl in einem Maße, einer Geschwindigkeit, die sich an der Zweckmäßigkeit orientierte. Immer noch aber soll es Vorgestrige geben, die solche Scheuklappen tragen und was viel schlimmer ist, sie haben die sich neu aufgesetzt und stellen sich stolz zu Schau damit.

Wie kläglich sich Rechtfertigungen anhören können, wenn auch was Gutes beim Schlechten gelassen werden soll, zeigt neben dem vielstrapazierten Verdienst des Autobahnbaues, eine eher ungeläufige Ansicht meines Vaters. In Zeiten, wo Diebstahl beinahe salonfähig geworden ist, erinnerte er daran, dass eben im Dritten Reich das Fahrrad vor dem Haus sicher gewesen sei, niemand hätte sich getraut, es zu stehlen. Klar, wenn einer dafür ins KZ gesteckt worden wäre. Und was den Bau der Autobahnen betrifft und die damit gepriesene Verringerung der Arbeitslosigkeit, da ließe sich fragen, ob es nicht letztlich

eher Betrug war, wenn man die Leute mit frisch gedruckten Scheinen entlohnte?

Von meiner Großmutter ist mir die negative Einstellung zur Partei in mancher Episode gut in Erinnerung. Über das Tausendjährige Reich machte sie sich lustig und sie gab ihren Mann, der ehrfürchtig davon sprach reichlich Zunder:

»O Josef! was du denkst ... warte ein paar Jährchen, dann ist der Schreihals weg und seine Spießgesellen - das erleben wir beide noch!«

Als der Schreihals am Ellinger Tor im offenen Wagen an jubelnden Bürgern vorüberfuhr, ließ es sich auch Opa nicht nehmen, den Führer zu sehen.

Als er seine Frau dazu bringen wollte, die fünfhundert Meter dorthin mitzugehen, sagte sie nur:

»Für den schaue ich nicht mal aus dem Fenster, wenn er vorbei geht!« Mit ihrer Prognose hat sie Recht behalten.

Mein anderer Opa, väterlicherseits der Lederhändler, den ich nur noch vom Hörensagen kenne, hatte wenig Sympathie für den damaligen Parteiapparat übrig. Das kann ich rückschließend recht gut aus wohlvertrauten Erzählungen erkennen, wenn im Kreise der Familie daran erinnert wurde, wie der selige Lederopa mich als Wickelkind unbeholfen in seinen starren Armen hielt und mir sorgenvoll ins Ohr geredet hatte:

»O Bubala – das ist das mittelfränkische Bübchen – o Bubala, du wirst mir doch kein Nazi werden!« Darüber musste man zwar lachen aber gedurft hätte man das ganz gewiss nicht! Der richtige Zuhörer hätte damit womöglich einen Neuzugang ins KZ Dachau bewirken können.

Hätte Opa sich damals vorstellen können, wie unnötig seine Befürchtung war? Das Tausendjährige Reich verschwand bei Kriegsende und ich war bereits entnazifiziert, als ich Bonbonopa – er war mütterlicherseits der Lebensmittelhändler - vom Rad gesprungen bin, als er mich in den Kindergarten bringen wollte. Mich hatte damals schon die schwarze Tracht der Schwestern mit ihren Kastenhauben schockiert und da musste ich einfach den Reißaus nehmen.

Doch begeben wir uns wieder ins Schlamassel, in das uns dieser »Führer« gebracht hatte...

Wenn die Sirenen mitten in der Nacht heulten und Fliegeralarm gaben, war Mama nicht mehr zu halten. Sie packte mich wie einen Eskimo mollig ein, setzte mich in den geflochtenen Fahrradkorb und hängte den am Lenker ein. Nichts für den TÜV unserer Tage! Dann radelte sie mit mir alleine durch die abgedunkelte Stadt hinaus in die Nacht. Schob das Rad den steilen Weg zur Ludwigshöhe hinauf und schnaufte erschöpft den schützenden Wald zu, an dessen Saum sie oft Stunde um Stunde, bis zur Entwarnung wartete. Von oben konnte sie die vorüberziehenden Flugzeugstaffeln und das Feuer einschlagender Bomben und Geschosse sehen. Mehrmals seien wir so nachts ausgerissen, hatte Mutter mir später erzählt. Sie war aber längst kein Feigling, nur eine kluge Frau und treu sorgende Mutter.

Mein Flug im Zeitkarussell hat mich leicht schwindelig gemacht, dennoch erfordert es mein Pflichtbewusstsein,

noch eine ausstehende Runde zu drehen, ehe ich vom bunten Kettenkarussell abspringe und meine Tagträume in seltener Gefühlsschwebe und quasi auf wackeligen Beinen nach solcherart Rückblick beende.

Einige Stunden verbrachte ich im dunklen Keller, weil ich den Knödel mit Gruselsoße nicht essen wollte. Jetzt wurde ich befreit, kam mit angetrockneten Tränen ans Tageslicht und ehe ich mich versah, hockte ich wieder vor dem aufgewärmten Angststeller. Großartig! Nur ein heftiger Disput zwischen Mama und Papa brachte mir endlich die Erlösung. Ich bekam statt der Mahlzeit eine Scheibe Brot bewilligt und durfte abrücken.

So glimpflich ging es nicht immer aus. Ein weiterer Kerkerbesuch war eher die Regel als die Ausnahme. Aber wir wollen doch zum Ende kommen und so lässt auch der Autor Milde walten und bringt buchstäblich mit abschließenden Worten das Kind zu Bett.

Darin liegt es nun. Sein Körper erscheint ihm so klein, zart, beinahe zerbrechlich, wo es doch sonst ein rechter Lausbub sein kann. Aber heute ist des Kindes Zuversicht erloschen und sein Seelenschmerz krümmt es unter der Zudecke. Seine Augen sind leer geweint und das Gefühl in seinem Innern liegt danieder, apathisch, wie ein erschlagenes Tier. Nur in seinem Nacken sitzt noch der Druck dieser mächtigen Hand, die gleichzeitig auch eisen seine Kehle schnürt, kein befreiendes Wimmern kann entweichen. Das »WARUM« brennt als grelle Fackel in seinen Gedanken. Doch weil unbeantwortbar, geschieht die Verwandlung zum Feuer speienden Ungeheuer, welches das Kind nicht bezwingen kann. Es hat

nichts entgegenzusetzen und erschöpft fällt es in den Schlaf. Gütige Feen und Nebelwesen aber hüllen es ein, schmiegen sich an seine Seite und wundersam lösen sich seine Verspannungen. Sein inwendiges Wesen wabert, wird weich, zerrinnt. Alles fließt ineinander. Der Schmerz des Lebens vermengt sich mit dem Wissen der Seele, keines ist mehr voneinander zu trennen. So wird Glückseligkeit geboren, die nun zerfließt, wie Honig, aber von unvergleichlicher Süße und besser ist als dieser. Wie recht hat doch der Montagsdichter:

»Das Glück kennt seinen Weg, es macht sich aus dem Unglück fort, entfliehet einfach solchem Ort.«

Und sobald es seiner Beheimatung entronnen ist, fließt es vorgegebener Neigung nach. Anfangs noch mühsam kriechend in der Ebene des Flures, dann gleitet es Treppe für Treppe nach unten. Aber in freudiger Erwartung überlässt es sich dem Gefälle des Hausganges und am Ende genügt der Spalt unter der Haustüre, um frei zu sein.

Das Kind schläft tief und fest und dank der gütigen Feen und Nebelwesen erscheint ihm morgens beim Erwachen sein Gemüt rasch wieder im sonnigen Lichte und es hat rein gar nichts mit fließendem, klebrigen Honig im Sinne und solchen schon gar nicht am Hut.

